

Lisa Straßberger | Frankfurt a.M.

geb. 1965, Dr. theol., Studienleiterin
für Literatur in der Katholischen Akademie
Rabanus Maurus

l.strassberger@bistumlimburg.de

„In der Stunde der unerfaßlichen Angst“ (Rainer Maria Rilke)

Sprachmacht und Versprechen im Kontext gewaltsamer Konflikte

Die Wirkmacht von Sprache lässt sich in aktuellen politischen und gesellschaftlichen Diskursen hautnah erleben, nicht selten in ihrer destruktiven Variante, als fake news und Verleumdung, falsche Versprechung, Bezeichnung, politisch motivierte Anklage. Oder in ausufernden Debatten darüber, wie bestimmte Gruppierungen bezeichnet werden möchten im alltäglichen Sprachgebrauch, während andere Gruppierungen das Recht einfordern, zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ohne Rücksicht auf Verluste.

Weniger laut, aber mit nachhaltiger Wirkung prägt sich auch das „schöne Wort“ in unser Leben ein und ist unverzichtbar im zwischenmenschlichen Austausch: die Liebeserklärung, das Lob, das Lied und die Literatur. Das „schöne Wort“ ist ein Versprechen, es eröffnet Zukunft.

Die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel stellt heraus: Zusagen, Versprechungen, Gesten, Zeichen, Lügen, Verrat schreiben sich in die Körper der Menschen ein, in ihre leibliche Existenz.¹ Entsprechend rufen die Sakramente im katholischen Ritus die kreative Wirkmacht des Wortes aktiv als Zusage Gottes an die Glaubenden auf. Diese Zusage ist Gabe, Gnade, die nicht zurückgenommen wird. Aber wie entfaltet sich ihre schöpferische Kraft? Wie können wir einen solchen Zuspruch gerade in herausfordernden Konflikten wahrnehmen?

1 Vgl. S. Weigel, *Bilder des kulturellen Gedächtnisses. Beiträge zur Gegenwartsliteratur*. Dülmen-Hiddingsel 1994, 11ff.

„Im Anfang war das Wort“ (Joh 1,1). Spurensuche nach biblischen Versprechen

Der Beginn des Johannesevangeliums charakterisiert die Wirklichkeit als dialogisches Geschehen. Entsprechend sind wesentliche Vollzüge des Glaubenslebens performative Sprechakte: Zusagen, Versprechen und Prophezeiungen, die die Zukunft formen und Gewissheit vermitteln, oder Erinnerungsrituale, die sich der Vergangenheit versichern und sie in der Gegenwart anschaulich machen. Es entsteht ein Narrativ. „Sein, das erinnert werden kann, ist Text“, halten Aleida und Jan Assmann fest² und stellen Erinnerungs-Narrative als soziales Phänomen heraus.

„Im Anfang war das Wort“ bezieht sich auf den Schöpfungsbericht in Gen 1. Dort ist die Erfahrung überliefert, dass Gott sich schöpferisch ausspricht und darin wahrnehmbar wird. Der Mensch kann in seinem eigenen Hervorgerufen-sein eine unhintergehbare Beziehung zu der ihm zugewandten Seite seines Schöpfers erkennen.

Gotteserkenntnis als Zusage: „Ich bin der ich bin da“ (Ex 3,14)

Die reflektierende biblische Erzählung erreicht den Schöpfergott als den, der sich in seiner Schöpfung offenbart, aber doch unbegreiflich ist, und gibt dieser Erfahrung einen Namen: Ich bin der ich bin da. (Ex 3,14)

Der Evangelist Matthäus nimmt die im Gottesnamen gespeicherte Zusage am Ende seines Evangeliums auf. Jesus knüpft den Auftrag, seine Lehre weiterzusagen, an ein umfassendes, prophetisches Versprechen und eröffnet Zukunft: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Mt 28,20) Damit ist ein Bogen durch die Zeit gespannt von der Schöpfung bis zum Ende aller Tage, ein Bogen aus wirkmächtiger Treue und Zugewandtheit Gottes. Er umfasst Leben und Sterben aller Lebewesen und setzt die Menschen in die Freiheit, ihr Dasein im Vertrauen auf diese umfassende Zuneigung zu gestalten.

Die Bibel verbürgt sich also für ein umfassendes Hoffnungsnarrativ, an dessen Ende kein offener Schluss steht, sondern die Aussicht auf eine Gerechtigkeit, die erlittenes Unrecht ausgleicht (vgl. Offb 22,3). Dass diese Offenbarung keine leere Versprechung ist, bezeugen die vier Evangelien im Sprachmuster der „Erfüllung der Schrift“, das sich in den Passionsberichten verdichtet.³ In diesem gewaltsamen Konflikt steht Jesus mit seinem Leben und seinem Tod dafür ein, dass die Prophezeiungen im Alten Bund („Spruch des Herrn“) mit Leben

2 J. Assmann, *Religion und kulturelles Gedächtnis*. München 2000, 9.

3 Vgl. im Folgenden E.U. Straßberger, *Treue und Passion. Liebesbeziehungen unter dem Druck des Scheiterns*. Ostfildern 2015, 101–103.

erfüllt werden („und das Wort ist Fleisch geworden“, Joh 1,14) „zur Vergebung der Sünden“ (Mt 26,28). Sie weisen mit diesem Sprachmuster die Glaubenserfahrung nach, dass auf Gottes Wort zu allen Zeiten, auch in tiefster Not und Verlassenheit, Verlass war. Sie legen nahe, dass deswegen auch das Vertrauen in Jesu abschließende Prophezeiung von seiner Auferstehung und der dauernden Gegenwart des Heiligen Geistes (Joh 14,26) gerechtfertigt ist.

Erfüllung der Schrift: „Denn seine Huld währt ewig“

Ein Beispiel: Der Bericht von Jesu Einzug in Jerusalem (Mt 21,1–9; Mk 11,1–10; Lk, 19,28–40; Joh 12,12–19) bezieht sich auf Psalm 118 mit dem zentralen Vers „Denn seine Huld währt ewig“. Dieser steht als Leitmotiv über den nachfolgend erzählten Geschehnissen der Passion in Jerusalem. Psalm 118 ist ein Dankgebet. Der Beter wiederholt den Grund für seine Dankbarkeit viermal am Anfang und schließt sein Lied auch damit ab: „Denn seine Huld währt ewig.“ Erinnert werden nun Situationen der Bedrängnis, in denen der Herr das Rufen gehört und den Beter „frei gemacht“ (Ps 118,5) hat – frei, seine Furcht zu überwinden und den Herrn als Retter aus Todesgefahr zu erkennen. „Der Herr hat mich hart gezüchtigt, doch er hat mich nicht dem Tod übergeben.“ Der Beter hat selbst erlebt, wie „der Stein, den die Bauleute verwarfen, [...] zum Eckstein geworden ist“ (Ps 118, 22). Der Beter segnet ihn, „der kommt im Namen des Herrn“ (Ps 118, 26), und ruft die Gemeinschaft zusammen zum Tanz mit Zweigen in den Händen.

Für die mit dem Psalm vertrauten LeserInnen der Evangelientexte klingt durch diese Zitate das bevorstehende Schicksal Jesu an. Sie können Jesus, den Gesegneten, „der kommt im Namen des Herrn“, auch identifizieren mit dem Beter, der von großer Bedrängnis berichtet: „Sie stießen mich hart, sie wollten mich stürzen; der Herr aber hat mir geholfen.“ (Ps 118,13) Durch diese doppelte Perspektive erscheint Jesus als Messias und Verfolgter gleichermaßen. Jesu Gebet im Garten Getsemani steht in engem Zusammenhang mit dem hier zitierten Jubellied. Die vom Beter des Psalms erlebte Not ist am Ölberg extrem aktuell. Die Hoffnung richtet sich auf die im Psalm überlieferte Erfahrung von Gottes rettender Zuwendung. Dort vertraut der Beter aufgrund seiner Erfahrungen auf die Gerechtigkeit Gottes, die sich ihm als befreiende und treue Liebe offenbart: „Denn seine Huld währt ewig.“

In seiner Funktion als Pessach-Hallel verbindet Psalm 118 die bevorstehenden Leiden Jesu mit dem Schicksal Israels in Ägypten und deutet auch dadurch auf einen Ausgang hin, in dem sich die Treue Gottes inmitten einer ausweglosen Situation als unerwartete Rettung und göttliche Allmacht manifestiert. Als Grundlage der unverbrüchlichen Treue Gottes erscheint für den Glaubenden Gottes Liebe als Motivation und Gottes Allmacht als Handlungs-

spielraum. Der Psalm ist im Passionsbericht ein wirkmächtiges Sprachbild: ein Erinnerungsbild – und eine Prophezeiung.⁴

Geschenkte Freiheit, sein Leben zu versprechen

Huld übersetzt das hebräische „chäsäd“, eine der Hauptvokabeln zur Charakterisierung von Gottes Zuneigung und Treue im Alten Testament.⁵ Diese Zuneigung ist ein Ausgriff in die Zukunft aus der Erfahrung der Vergangenheit: Sie wird im Psalm verknüpft mit der Ewigkeit Gottes und so zum Inbegriff von Treue. Damit können Glaubende sich ihrerseits auf weitreichende Versprechen einlassen, können Liebe und Treue bis an ihr Lebensende im Sakrament der Taufe, der Ehe und der Weihe versprechen, obwohl sie die Bedingungen dieses Lebens nicht kennen.

Sie können mit einem lebensumspannenden Versprechen Zukunft formen, weil ihnen eine Rahmenhandlung offensteht, die Altes und Neues Testament in zusammenhängenden Narrativen verbindet und so von der unverbrüchlichen Treue Gottes erzählt: eine Rahmenhandlung, in der jeder einzelne Mensch in seiner Freiheit von Gott her bereits benannt, erkannt und grundsätzlich unterfangen ist, aufrecht gehalten wird.

Mit diesem Narrativ eröffnen sich Chance und Gefahr einer freien Entscheidung: die Chance, trotz der Unübersichtlichkeit der Lebensumstände und auch noch im eigenen Scheitern am Gott-Vertrauen letztlich festzuhalten (Petrus nach dem Verrat im Hof des Hohepriesters, Lk 22,61); die Gefahr, in der Offenheit der Lebensumstände den Status des Beschenktseins, also des Empfangenden, aktiv abzuschütteln mit dem Risiko, sich im möglichen Scheitern der existentiellen Verzweiflung überlassen zu müssen (Judas nach dem Verrat, Mt 27,3–10).⁶

Wahlfreiheit oder Autoritätsvakuum? Spurensuche in zeitgenössischer Literatur

Man könnte diese Offenheit im existentiellen Glaubensakt auch als Autoritätsvakuum statt als Liebeserweis deuten. Entsprechend forderten die Umstehenden vom Gekreuzigten einen eindeutigen Akt seiner göttlichen Allmacht (Mt 27,43), forderten Überwältigung, Ideologie statt Ohnmacht und Freiheit. Die oben genannte Chance des Vertrauens einerseits und die Gefahr der Selbstüberhebung andererseits zeichnen sich auch im Feld der Literatur ab. Auch aus diesem nicht-biblischen Kontext heraus lässt sich angesichts aktueller politischer Autoritarismen eine konstruktive spirituelle Grundhaltung entwickeln.

4 Ebd.

5 Ebd., 102; vgl. auch W. Börschlein, *Häsäd – der Erweis von Solidarität – als eine ethische Grundhaltung im Alten Testament*. Frankfurt a.M. 2000.

6 Ebd., 131f.

Neue Verortung des „Ich“

Als Autoritätsvakuum beschreibt die Juristin und Schriftstellerin Juli Zeh in ihren Poetikvorlesungen die Mentalität der vergangenen Jahrzehnte mit Konsequenzen für das literarische Erzählen, in dem sich gewandelte Strukturen des biographischen Erinnerns abbilden. „Wir hatten gerade ein paar Jahrzehnte damit verbracht, die ‚Großen Narrationen‘ der Ideologien zu dekonstruieren. Wohin es führt, wenn einer führt, hatten wir im Geschichtsunterricht ausgiebig studiert. Gott war tot, die Familie nur noch eine Freizeitgemeinschaft. Klassenlehrer, Priester und Bundespräsidenten jagten niemandem Angst ein – sie waren auch nur Menschen, die man aus dem Amt mobben konnte. Mit Omnipotenz in jeder Form hatte man gründlich aufgeräumt. Folglich fehlte einer erzählenden Autorität im demokratischen Alltag die Entsprechung. Man wollte keine Autorität sein, sondern ‚ich‘.“⁷

Damit gerät das schöpferische „Ich“ in den forschenden Blick. Die Wirkmacht des Wortes ist nicht nur in theologischen, sondern auch in literarischen Zusammenhängen ein zentraler Topos. Das liegt nahe und hat vor allem Lyrikerinnen und Lyriker umgetrieben, deren Schaffensprozess besonders verdichtet um den originellen Einfall kreist, um Inspiration, das Zusammenschießen einer neuen Erkenntnis im ästhetischen Sprachbild. Ein Sinnzusammenhang soll im Sprachkunstwerk neu Gestalt annehmen. Erinnerung als Text wird produziert. Welche Rolle kommt dabei den Schreibenden (stellvertretend hier für den kreativ handelnden Menschen insgesamt) zu: wortgewaltige Verfügungsmacht oder suchende Entwicklung und Darstellung?

Einstimmen oder Einbrechen in den Gang des Weltgeschehens

Der tschechische Dichter Jan Skácel findet im Nachdenken über das Dichten folgende Verse, hier in der deutschen Übersetzung des Lyrikers Rainer Kunze:⁸

erfindbar sind gedichte nicht
es gibt sie ohne uns
irgendwo seit
irgendwo hinter
sie sind dort in ewigkeit
der dichter findet das gedicht

Er fasst den Augenblick schöpferischer Inspiration konsequent in ein Gedicht und beschreibt die gestalterische Arbeit des Dichters (und Übersetzers) als Finden

⁷ J. Zeh, *Treideln. Frankfurter Poetikvorlesungen*. Frankfurt a.M. 2013, 56f.

⁸ J. Skácel, *wundklee. gedichte. Ins Deutsche übertragen von Rainer Kunze*. Frankfurt a.M. 1982, 19.

und Freilegen einer bereits vorhandenen vollendeten Form. Die dafür notwendige Haltung: sensibles Wahrnehmen, aufmerksam, aufgespannt. Es braucht eine Offenheit, ein feinfühliges Tasten im Medium der Sprache, aber auch Meisterschaft in den sprachlichen Möglichkeiten. Prägend in Skáčels Gedicht ist die aktive, gleichsam mäeutische Demut gegenüber dem Vorhandenen. Der gesuchte Sinn ist im Innersten schon ausgesprochen. Er tritt in der Welt des Dichters neu und vielfältig in Erscheinung, ein Einfall im Hier und Jetzt des Schreibenden. Das Gedicht ergibt Sinn und setzt Schönheit frei in der Vorstellungskraft der Lesenden. In der kommunistisch regierten Tschechoslowakei waren Skáčels subversive Gedichte jahrzehntelang verboten.

Anders agiert demgegenüber Goethes „Faust“. In der aktuellen Inszenierung am Schauspiel Frankfurt betritt ein zupackender Sinnsucher die Bühne, ändert das berühmte Bibelwort um zu „Im Anfang war die Tat“, schreitet zur Tat, scheitert krachend, hinterlässt eine Spur des Todes und der Verwüstung. Aber Goethe hat Erbarmen mit seiner Figur, an der er lebenslang arbeitet. Der ausgewiesene Bibelkenner schafft ihm eine Rahmenhandlung, den Prolog im Himmel mit einem wertschätzenden Gott und den Epilog mit der Aufnahme des toten Protagonisten in die waltenden Kräfte einer göttlich weiblichen Allnatur. So wird Faust aus den Trümmern in der Kreisbewegung von Werden, Verwandlung und Vergehen geborgen. Aber die Gerechtigkeit, denken manche irritiert im Schlussapplaus, bleibt auf der Strecke.

Romantische Strömungen: Berufung und Selbstüberschätzung

Demgegenüber zeigt sich zum 150. Jubiläum von Rainer Maria Rilke in diesem Jahr die ungebrochene Anziehungskraft der Romantik im Gewand der literarischen Moderne. Rilke ist einer der wenigen weltweit übersetzten deutschen Lyriker. Pop-Ikone Madonna trägt eine seiner Verszeile als Tattoo, seine Gedichte erreichen im Rilkeprojekt⁹ ein Massenpublikum.

Die Direktorin des Deutschen Literaturarchivs Marbach, Sandra Richter, prüft in ihrer kürzlich erschienenen Biographie „Rainer Maria Rilke oder Das offene Leben“¹⁰ nach dem Ankauf des umfassenden Rilke-Archivs die Selbststilisierung des Dichters. Rilke sieht sich in kontinuierlicher Auseinandersetzung mit religiösen und weltanschaulichen Strömungen seiner Zeit herausgefordert vom Defizit, von Schwäche und Krankheit, Gefangenschaft, Schmerz und Vergänglichkeit. Er versteht sich als Seher „im Offenen“. Sein weithin bekanntes Gedicht „Herbst“ fasst die oben erwähnte biblische Rahmenerzählung, in der die Vergänglichkeit der Lebenden aufgehoben ist, in einen Schlussvers:

9 RILKE PROJEKT | SCHÖNHERZ & FLEER (aufgerufen am 6.6.2025).

10 S. Richter, *Rainer Maria Rilke oder Das offene Leben*. Berlin 2025.

Herbst (1902)

„Die Blätter fallen, fallen wie von weit, als welkten in den Himmeln ferne
Gärten. Sie fallen mit verneinender Gebärde.
Und in den Nächten fällt die schwere Erde aus allen Sternen in die Einsamkeit.
Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.
Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen
hält.“¹¹

Rilkes dichterische Motivation geht dahin, jeder Existenz, den Lebewesen, aber auch den unbelebten Dingen durch aufmerksame, schöpferische Betrachtung und Zuwendung ihren Sinn und ihre Schönheit abzugewinnen und zuzusprechen. Interessant aber in unserem Zusammenhang, wie seine (durchaus wechselhaften) lyrischen Ichs die Rolle des Dichters immer prägnanter mit exklusiver Autorität versehen. Im „Stundenbuch“, entstanden 1899–1903 nach einer Russland-Reise mit Lou Andreas-Salomé, hält das lyrische Ich Zwiesprache mit einem gotthaften Du:

Eh du wieder Wald wirst und
Wasser und wachsende Wildnis
in der Stunde der unerfaßlichen Angst,
da du dein unvollendetes Bildnis
von allen Dingen zurückverlangst
Gib mir noch eine Weile Zeit:
ich will die Dinge so wie keiner lieben, bis sie dir alle würdig sind und weit.
Ich will nur sieben Tage, sieben,
auf die sich keiner noch geschrieben,
sieben Seiten Einsamkeit.
Wem du das Buch gibst, welches die umfaßt,
der wird gebückt über den Blättern bleiben.
Es sei denn, daß du ihn in Händen hast,
um selbst zu schreiben.¹²

11 R.M. Rilke, *Gedichte aus den Jahren 1902 bis 1917*. Frankfurt a.M. 1985, 177.

12 R.M. Rilke, *Das Stundenbuch*. Berlin ²⁸2020, 49f.

Rilkes lyrisches Ich lädt hier die Arbeit des Dichters anders auf als Jan Skácel: Der beglückende Moment einer zusammenschießenden Erkenntnis im Auffinden des Gedichts als einem neu entdeckten Sinnzusammenhang weicht einer absichtsvollen, stellvertretenden, man muss sagen, übergreifigen Liebesarbeit. Zu ihr fühlt sich das dichtende Ich in schöpferischer Arbeit und romantisch-genialischer Attitüde berufen. Es fordert eine Rolle ein, die der Position Gottes im Schöpfungsbericht gleicht. „Ich will nur sieben Tage, sieben, / auf die sich keiner noch geschrieben, / sieben Seiten Einsamkeit.“ Das Ich begreift sich selbst als stellvertretenden Vollender angesichts einer die Menschen und die gesamte Schöpfung bedrohenden eschatologischen Vision: „[...] in der Stunde der unerfaßlichen Angst, / da du dein unvollendetes Bildnis / von allen Dingen zurückverlangst“. Das sprechende Ich tritt für die Schöpfung, für „die Dinge“ ein, um sie erst würdig zu machen und dem Schöpfer angemessen zurückzugeben. Die Rolle Jesu Christi als Weltenversöhner übernimmt der Dichter selbst und ergänzt diese (Über-)Forderung mit einer demütigen Gebärde, dem leidenden Gottesknecht nachempfunden: bereit für den Auftrag, gebückt in der Ausführung, erfolgreich in der Hingabe als erwähltes Instrument Gottes.¹³

Gisela Maria Sander hat darauf hingewiesen, dass der aus einem katholischen Umfeld stammende Rilke mit emanzipatorischem Impetus gegen die Manipulationen seiner Eltern in einem von Nietzsches Weltanschauungen geprägten gesellschaftlichen Kontext die Erlöserrolle Jesu Christi (zumindest phasenweise) zurückgewiesen hat.¹⁴ Manfred Koch streicht in seiner ebenfalls zum Jubiläum neu erschienenen Biographie die Angst als Antrieb des dichterischen Schaffens von Rainer Maria Rilke heraus.¹⁵ Im hier zitierten Gedicht ist die Angst in Anlehnung an das biblische Buch der Offenbarung der Antrieb für das Drängen des lyrischen Ichs, sein eigenes Leben sinnstiftend zu gestalten. Dass das schöpferische Ich dabei von der Gabe der Inspiration abhängig ist, stürzt den Dichter Rilke in tiefe, verzweifelte Schaffens- und Existenzkrisen, aus denen er sich mit einem als kontinuierliche Arbeit verstandenen Schaffensprozess nach dem Beispiel des Bildhauers Auguste Rodin zu befreien versucht. Mit einem mystischen Erweckungserlebnis zu Beginn der Arbeit an den berühmten „Duineser Elegien“ kehrt er aber zum Selbstverständnis exklusiver Berufung zurück.

13 Die Gefahren eines so ausbuchstabierten quasi-priesterlichen Selbstverständnisses hat Bruno Hünerfeld in seinem Beitrag *Der Priester - ein Instrument?* im katholischen Zusammenhang historisch eingebettet und eindrücklich erläutert; vgl. ders., *Der Priester - ein Instrument?*, in: GuL 98 (2025), 43–51.

14 G.M. Sander, *Unter dem Diktat der Kunst. Propheten im Spiegel der Gedichte Rainer Maria Rilkes*. Ostfildern 2015, 74–89.

15 M. Koch, *Rilke. Dichter der Angst. Eine Biographie*. München 2025, vgl. 217ff.

Demut im Vertrauen auf ausgleichende Gerechtigkeit

Skáčels lyrisches „Ich“ widmet sich dem produktiven Suchen und Finden einer vollendeten Gestalt, die bereits gegeben ist. Goethes frustrierter Faust verschreibt sich der Macht des teuflischen Machers. Rilkes Selbststilisierung zeigt den Dichter im Selbstverständnis des Propheten oder Sehers, wie er leidet im Warten auf den erlösenden Geistesblitz, und wie er sich erhebt, wenn der Schreibfluss einsetzt, die Welt sich unter seinem Zugriff erklärt und fügt. Sein Gottesbild mutiert in der Folge zu einem unvollendeten Demiurgen, dem gnostischen Weltbild entnommen. Darin versteht sich der Mensch zu selbsterlösenden Vollendungsakten in einer als defizitär empfundenen Umwelt herausgefordert – Höhenflüge und Scheitern des selbstbezogenen Ichs inklusive.

In den hier kurz skizzierten literarischen Ich-Entwürfen bleibt die Frage nach der ausgleichenden Gerechtigkeit angesichts von Grausamkeit, Unterdrückung und Gewalt offen. Rilke fasst zwar vor allem am Anfang seiner schriftstellerischen Karriere soziale Missstände und mögliche Reformansätze auf dem pädagogischen und politischen Feld ins Auge. Aber anders als den biblischen Propheten geht es ihm häufig um eine Rollenbeschreibung des eigenen Ich als Seher „im Offenen“ und Legitimation eines radikalen, auch gegenüber seiner Familie radikal rücksichtslosen Künstlerdaseins, das an der Sinnproduktion nicht selten verzweifelt. Die inhaltlichen Anliegen der biblischen Propheten, Gerechtigkeit und Orientierung an den befreienden Zusagen des göttlichen Schöpfers, bleiben unterbelichtet. So bildet die in den literarischen Ich-Entwürfen offen gebliebene Frage nach der ausgleichenden Gerechtigkeit „in der Stunde der unerfaßlichen Angst“ die Brücke zu den oben skizzierten biblischen Narrativen über die Treue Gottes im Licht seiner Allmacht.

Neben den großformatigen Rilkeschen Hoffnungs- und Trostworten mutet Jan Skáčel in jahrzehntelanger politischer Verfolgung mit Widerstandskraft angereicherte Demut „im Herzen barfuß“¹⁶ an:

„Zuweilen geschieht’s, dass die menschliche seele stinkt
wie regennasses hundefell.
Darüber lästere ich nicht. Nur will ich, dass der schmerz
wirklich schmerzt und die träne träne ist.“¹⁷

Solcher Schmerz sammelt sich für den religiös musikalischen Menschen in dem Satz „Warum hast du mich verlassen?“ (Ps 22,1; Mt 27,46)? Die Tatsache, dass von der Enttäuschung erzählt wird, trägt die Hoffnung auf einen Sinn weiter

¹⁶ J. Skáčel, *wundklee*, 11 [s. Anm. 8].

¹⁷ J. Skáčel, zitiert nach J. Skáčel: *Für alle die im Herzen barfuß sind – 0,0, Signatures* (06.06.2025).

und überantwortet sie dem Lesenden und dessen Glauben an das Gute. Vor so unverblümt festgestellter Wirklichkeit leuchtet der letzte Satz des Matthäusevangeliums mit transzendenter Hoffnungskraft: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Mt 28,20)

Diese existentielle Zusage ist eine Erwartung, die oft auf den Grund der vielen Geschichten von Leid und Enttäuschung abgesunken ist und es ermöglicht, die Ohnmacht und die Desillusion angesichts allgegenwärtigen Scheiterns mit dem „schönen Wort“ zu benennen. Mag auch der Bruch der Beziehung, die leere Versprechung und der gewaltsame Übergriff im kulturellen Gedächtnis das Erwartbare geworden sein – der Schmerz, der damit verbunden ist, fordert zu einer solidarischen Antwort heraus, zu einer tröstenden Gebärde, wie sie Psalm 118 bereithält: „Denn seine Huld währt ewig.“